

Die eigentliche Botschaft in Kafkas Von den Gleichnissen ¹

Text, Entstehung und Gattung

Das Prosastück stammt von Franz Kafka ² und wird in der Forschung meist als „parabelhaft“ bzw. als Reflexion über das Gleichnis selbst gelesen. ³ Der Entstehungszeitraum wird auf Oktober oder November 1922 datiert; der Titel geht (wie bei mehreren Nachlassstücken) auf Max Brod ⁴ zurück. ⁵ Erstmals erschien der Text 1931 in der Sammlung Beim Bau der Chinesischen Mauer ⁶, herausgegeben von Brod und Hans-Joachim Schoeps ⁷ beim Gustav Kiepenheuer Verlag ⁸. ⁵ Das Manuskript befindet sich in der Bodleian Library ⁹; im Bodleian-Katalog ist das Stück als „Von den Gleichnissen (Viele beklagten sich ...)“ mit einer konkreten Signatur/Blattangabe nachgewiesen. ¹⁰

Für die Einordnung ist hilfreich, was „Gleichnis“ und „Parabel“ im literarischen Sinn überhaupt meinen: Ein „Gleichnis“ ist laut Duden ¹¹ eine kurze bildhafte Erzählung, die einen abstrakten Gedanken durch Vergleich mit einer anschaulichen Handlung verständlich machen will; „Parabel“ bezeichnet (u. a. in literaturwissenschaftlichem Gebrauch) eine gleichnishafte, belehrende Erzählung. ¹² Im weiteren Sinne beschreibt Encyclopaedia Britannica ¹³ die Parabel als kurze fiktive Erzählung, die durch Analogie zur Reflexion (oft über Moral, Lebensführung oder religiöse Prinzipien) anstiftet. ¹⁴

Kafkas Sonderstellung liegt nun darin, dass seine Texte zwar eng an gleichnishafte Formen anschließen, aber die „konventionelle“ Erwartung—am Ende lasse sich eine Pointe sauber „in Klartext“ übersetzen—systematisch unterlaufen. Eine literaturwissenschaftliche Einführung fasst genau diese Erfahrung in zwei Schritten: Kafkas Texte provozieren Entschlüsselungsversuche, leisten ihnen aber hartnäckig Widerstand; sie haben Affinitäten zu Gleichnis/Parabel, ohne im traditionellen Sinn aufzugehen. ¹⁵ Dieses Prosastück ist so gesehen nicht nur „ein Gleichnis“, sondern ein Text über die Bedingungen, unter denen Gleichnisse überhaupt als „nützlich“ gelten können. ¹⁶

Was im Text geschieht

Der Text besteht aus zwei deutlich voneinander abgesetzten Teilen: zuerst eine Klage „der Vielen“, dann ein kurzes Streitgespräch mit einer paradoxen Schlusspointe. ¹⁶

Im ersten Teil beschwerten sich „Viele“, die Worte der Weisen seien „immer wieder nur Gleichnisse“ und deshalb im „täglichen Leben“ unverwendbar—und einzig dieses tägliche Leben hätten wir. Als Beispiel dient der Satz „gehe hinüber“: Der Weise meine nicht ein konkretes Hinübergehen (also etwas, das man immerhin praktisch leisten könnte), sondern ein „sagenhaftes Drüben“, das niemand kennt und das selbst der Weise nicht genauer benennen könne; folglich helfe es „hier“ nicht. Daraus ziehen die Klagenden das Fazit, Gleichnisse sagten letztlich nur: „das Unfaßbare [sei] unfaßbar“—und das wisse man ohnehin; die Mühen des Alltags lägen ganz woanders. ¹⁶

Im zweiten Teil antwortet „einer“ auf diese Abwehr: Wenn man den Gleichnissen folgte, würde man selbst „Gleichnisse“ werden und sei damit „schon von der täglichen Mühe frei“. Darauf kontert ein anderer: Auch das sei (wieder) nur ein Gleichnis. Der erste bestätigt: „Du hast gewonnen.“ Der zweite

relativiert: „Aber leider nur im Gleichnis.“ Dann die letzte Drehung: „Nein, in Wirklichkeit; im Gleichnis hast du verloren.“ ¹⁶

Schon auf der Handlungsebene zeigt sich also: Wer Gleichnisse als unbrauchbar abtut, wird nicht mit einer klaren Belehrung „zurück in den Alltag“ entlassen, sondern in ein Spiel der Ebenen verwickelt (Gleichnis vs. Wirklichkeit), dessen Regeln der Text selbst ständig verschiebt. ¹⁶

Schlüsselbegriffe und argumentative Drehpunkte

Der Kernkonflikt wird durch zwei Wortfelder aufgebaut: „tägliches Leben / hier“ gegen „Drüben / hinüber“. ¹⁶ Die Beschwerde der „Vielen“ ist dabei nicht einfach anti-spirituell, sondern (präziser) anti-unkonkret: Sie akzeptieren Handlungsanweisungen, wenn Ziel und Weg konkret wären („auf die andere Seite hinübergehen“), lehnen aber eine Anweisung ab, die auf keinen bestimmaren Ort und keine überprüfbare Praxis verweist („sagenhaftes Drüben“). ¹⁶

Die Formel „das Unfaßbare ist unfaßbar“ ist im Text als Entwertung der Gleichnisse gesetzt: Sie nennt—aus Sicht der Klagenden—nur eine Tautologie, also eine scheinbar inhaltsleere Selbstbestätigung. ¹⁶ In genau diesem Punkt lässt sich eine Brücke zu einer literaturphilosophischen Lesart schlagen: In einer vergleichenden Studie zu Kafka und Wittgenstein wird die Klage der „Vielen“ als Vorwurf beschrieben, Gleichnisse führten zwangsläufig in Tautologien bzw. „nonsense“ (Unsinn im Sinne nicht faktisch sinnvoller Sätze); der Streit drehe sich dann um die Frage, ob solche Sätze dennoch eine ethische oder existenzielle „Wirkung“ entfalten können. ¹⁷

Der zweite Drehpunkt ist die irritierende Verheißung: „Würdet ihr den Gleichnissen folgen, dann wäret ihr selbst Gleichnisse geworden.“ ¹⁶ Grammatisch ist das ein Konjunktiv der Irrealität („würdet ... dann wäret ...“): Nicht beschrieben wird ein erreichter Zustand, sondern eine Möglichkeit, die gerade nicht eingelöst ist. ¹⁶ Inhaltlich kippt damit die Debatte von „Anwendbarkeit“ (Gleichnisse als Werkzeugkasten für den Alltag) zu „Verwandlung“ (Gleichnisse als etwas, das den Hörenden/Lesenden verändert). ¹⁸

Der dritte Drehpunkt liegt in der Form der „Wette“. Eine Wette ist eine Miniatur-Form von Verifikation: Man behauptet etwas, setzt einen Einsatz, und hinterher wird entschieden, wer „recht“ hatte. ¹⁶ Indem Kafka diese Verifikationsform in ein Gespräch über Gleichnisse einbaut, macht er (im Text selbst) den Wunsch sichtbar, Deutung in ein klares Gewinnen/Verlieren zu überführen. Genau diese Hoffnung sabotiert die Schlusspointe: Gewinnen und Verlieren werden auf verschiedene Ebenen verteilt—„im Gleichnis“ vs. „in Wirklichkeit“—und damit dem eindeutigen Abschluss entzogen. ¹⁶

Parabel als Praxis, nicht als Anleitung

Die „Viele“-Klage setzt stillschweigend voraus, dass Weisheitssprache wie eine Gebrauchsanweisung funktionieren müsse: hilfreich ist, was in alltägliche Schritte übersetzbar ist. ¹⁶ Der Text setzt dagegen ein anderes Funktionsmodell: Parabeln sind (gerade) indirekte Rede; sie lehren nicht primär durch Direktangaben, sondern durch Verschiebung der Perspektive, durch Analogie und die Aktivität des Deutens. ¹⁹

Dafür ist die Formulierung „selbst Gleichnisse werden“ entscheidend. Sie kann als Metapher für eine Transformation gelesen werden, die nicht „neue Fakten“ liefert, sondern den Status des Subjekts verändert: Wer Gleichnissen folgt, soll nicht vor allem *mehr wissen*, sondern *anders in der Welt stehen*. ¹⁸ Genau so charakterisiert eine literaturphilosophische Kafka/Wittgenstein-Lektüre den Anspruch

solcher Texte: Die Schwierigkeit liege weniger im „Inhalt“ als in der Herausforderung, die eigene Herangehensweise zu ändern—so dass man am Ende anders sieht und anders erlebt. ²⁰

In dieser Perspektive ist die Behauptung der „Vielen“—Gleichnisse sagten nur, das Unfassbare sei unfaßbar—selbst ein Symptom einer bestimmten Lesepraxis: Sie wollen den Sinn „übersetzen“ und erhalten (notwendig) nur Tautologien, weil sie das Gleichnis wie eine codierte Information behandeln.

²¹ Dass Kafka solche Entschlüsselungsroutinen nicht einfach kritisiert, sondern literarisch ausstellt, passt zu dem Befund, dass seine Texte den Lese- und Interpretationsprozess häufig selbst thematisieren: als Geschichten über sprachliches Handeln, Verständigungsversuche, Missverständnisse und die Macht der „Schrift“. ²²

Ein wichtiger Bezugspunkt ist hier Walter Benjamin ²³. In seinem Kafka-Essay unterscheidet er zwei Arten von „Entfaltung“ der Parabel: Entweder wird sie wie ein Papierboot „glatt“ entfaltet, so dass die Bedeutung auf der Hand liege—oder sie entfaltet sich wie eine Knospe zur Blüte. Kafka, so Benjamin, lasse seine Parabeln im zweiten Sinn aufgehen: Sie erzeugen literarische Verdichtung statt „glattgelegter“ Lehre. ²⁴ Genau diese Idee hilft, den Satz „... schon von der täglichen Mühe frei“ nicht platt als Heilsversprechen zu lesen, sondern als paradoxen Effekt einer Perspektivverschiebung: Frei nicht, weil Alltagsprobleme verschwinden, sondern weil die Beziehung zu ihnen sich verwandelt—und weil das „Tägliche“ selbst in einem anderen Licht erscheint. ²⁵

Warum das Ende die Grenze zwischen Wirklichkeit und Gleichnis sprengt

Die Schlusspointe arbeitet mit einer doppelten Umwertung. Zunächst scheint der Skeptiker zu triumphieren: „Auch das ist ein Gleichnis“—also ist selbst die Aufforderung, Gleichnissen zu folgen, nicht „wirklich“, sondern nur rhetorisches Bild. ¹⁶ Der erste Sprecher gibt das zu („Du hast gewonnen“), aber genau dieses Zugeständnis wird sofort „zurückgeholt“: Der Skeptiker habe nur „im Gleichnis“ gewonnen; „in Wirklichkeit“ habe er verloren. ¹⁶

Was bedeutet das?

Erstens führt der Text vor, dass die Unterscheidung „nur ein Gleichnis“ vs. „wirklich“ selbst keine neutrale, sichere Meta-Position ist. Sie ist Teil des Spiels—und kann umgedreht werden. ²⁶ In der Logik des Textes verliert gerade der, der sich mit dem Etikett „nur Gleichnis“ immunisieren will; denn damit verweigert er die Perspektivverschiebung, die das Gleichnis verlangt. ²⁰

Zweitens zeigt der Schluss eine Art „Hermeneutik-Falle“: Wer ein eindeutiges Urteil (Gewinn/Verlust) will, bekommt zwar ein Urteil—aber nur, indem die Ebene wechselt, auf der entschieden wird. ¹⁶ Damit ist die Sehnsucht nach „Verwendbarkeit“ nicht widerlegt wie in einer Argumentation, sondern performativ unterlaufen: Der Text *macht* an sich selbst erfahrbar, wie schnell man von „Alltag“ zu „Interpretation“ und wieder zurück kippt, ohne je einen festen Boden zu gewinnen. ²⁷

Drittens wird dadurch sichtbar, warum Kafka-Lektüren so oft zwischen reduktionistischen Deutungsstilen zerrieben werden. Benjamin formuliert das in zugespitzter Weise: Es gebe zwei Wege, Kafka zu verfehlen—eine „natürliche“ und eine „übernatürliche“ Deutung (bei ihm: psychoanalytisch vs. theologisch). ²² Übertragen auf *Von den Gleichnissen*: Verfehlen kann man den Text sowohl, indem man ihn als bloßes Sprachspiel ohne existenziellen Einsatz abtut („nur Gleichnis“), als auch, indem man ihn als direkte Transzendenzlehre konsumiert („wirklich“ im Sinne fester Metaphysik). ²⁶

Schließlich lässt sich (mit einer neueren theologischen Reflexion) noch eine weitere Pointe benennen: Der Text „braucht“ die Lesenden und ihre Welt, sonst bleibt er in seiner bloßen Faktizität stecken und verliert gerade seinen Gleichnischarakter. In dieser Sicht ist die Schlusswendung („in Wirklichkeit ...“) eine Provokation gegen eindimensionale Weltdeutung: Wer nur „Realität“ gelten lässt, verliert den Zugang zur Mehrdimensionalität des Gleichnisses. ²⁸

Die Botschaft, verdichtet, mit alternativen Lesarten

Die eigentliche Botschaft lässt sich am saubersten als Einsicht über *Wahrheitspraxis* formulieren, nicht als „Lehrsatz“:

Der Text sagt nicht bloß: *Das Unfassbare ist unfassbar*; er zeigt vielmehr: **Wer Weisheit auf unmittelbare Alltagsverwendbarkeit reduziert, missversteht die Funktion des Gleichnisses—denn Gleichnisse wirken nicht wie Anleitungen, sondern indem sie die Lesenden in eine Perspektivverwandlung hineinziehen; und wer diese Verwandlung als „nur Gleichnis“ abwehrt, verliert genau das, worin der einzige reale Gewinn liegen könnte.** ²⁹

Diese Kernbotschaft kann man (mit guten Gründen) in mindestens drei, miteinander kompatiblen Akzenten lesen:

Als Sprach- und Sinnkritik: Die Klage der „Vielen“ führt auf Tautologien, weil sie das Gleichnis in Prosa-„Klartext“ auflösen will; der Text stellt damit die Grenzen direkter Aussage über das, was „jenseits“ des Faktischen liegt, aus—ohne deswegen jede Relevanz solcher Rede zu bestreiten. ²⁵

Als hermeneutische Selbstreflexion: *Von den Gleichnissen* ist ein Text, der den Akt des Deutens zum Inhalt macht: Die Wette, das Gewinnen/Verlieren, der Ebenenwechsel—das sind Modelle dafür, wie Interpretationen entstehen und wie der Wunsch nach Eindeutigkeit ständig an der Textform scheitert. ²⁷

Als existenzielle Zumutung: Die Sehnsucht nach einem „Drüben“ bleibt in der Schweben—nicht, weil sie lächerlich wäre, sondern weil jede Festlegung in die Falle der falschen Verifikation gerät. „Hinübergehen“ nennt dann keinen erreichbaren Ort, sondern eine riskante Haltung: die Bereitschaft, den eigenen Alltagsbezug (und damit „die tägliche Mühe“) in einer nicht endgültig begründbaren Weise neu zu sehen. ³⁰

¹ ² ⁶ ⁷ ⁸ ¹¹ ¹³ ¹⁶ ¹⁸ ²¹ ²⁵ ²⁶ ²⁷ ²⁹ ³⁰ <https://www.textlog.de/kafka/erzaehlungen/nachlass/von-den-gleichnissen>

<https://www.textlog.de/kafka/erzaehlungen/nachlass/von-den-gleichnissen>

³ <https://www.britannica.com/biography/Franz-Kafka>

<https://www.britannica.com/biography/Franz-Kafka>

⁴ ²⁴ <https://www.textlog.de/benjamin/essays/literarische/franz-kafka/ein-kinderbild>

<https://www.textlog.de/benjamin/essays/literarische/franz-kafka/ein-kinderbild>

⁵ ¹⁰ <https://www.franzkafka.de/werk/saemtliche-titel/von-den-gleichnissen>

<https://www.franzkafka.de/werk/saemtliche-titel/von-den-gleichnissen>

⁹ ¹⁵ ²² https://cdn-assetservice.ecom-api.beck-shop.de/product/other/8550524/leseprobe_franz-kafka.pdf

https://cdn-assetservice.ecom-api.beck-shop.de/product/other/8550524/leseprobe_franz-kafka.pdf

12 <https://www.duden.de/rechtschreibung/Gleichnis>
<https://www.duden.de/rechtschreibung/Gleichnis>

14 19 <https://www.britannica.com/art/parable>
<https://www.britannica.com/art/parable>

17 20 23 <https://philarchive.org/archive/ZUMTEF>
<https://philarchive.org/archive/ZUMTEF>

28 <https://www.theologie-und-kirche.de/garhammer-kafka100.pdf>
<https://www.theologie-und-kirche.de/garhammer-kafka100.pdf>